



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lincke, Karl: Phokylides und die Essener

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Opfern geschaffen haben, haben sie die Augen aller Welt auf sich hingelenkt. Es ist ja begreiflich, daß von allen Opfern die Anforderungen für künstlerische Zwecke am härtesten empfunden werden, sie sind aber nicht weniger nötig und nützlich als andre Opfer. Jedenfalls ist das hessische Land ihretwegen nicht verödet, es hat vielmehr die Last getragen und noch Mut und Kraft genug gehabt, auch noch andre zu leisten. Heidelberg sagt von dem Landgrafen Karl: „In einer mehr als fünfzigjährigen Regierung brachte er Handel und Industrie des durch die Schrecken des Dreißigjährigen Kriegs zerrütteten Hessenlandes zum Aufschwung, und Kunst und Wissenschaft fanden in ihm einen verständigen und opferwilligen Förderer.“ Die Schöpfer der Wilhelmshöhe Anlagen sind lange um der Anschauungen willen, die sie mit den Fürsten ihrer Tage und mit der Anschauung ihrer Zeit überhaupt gemein hatten, besonders abgeurteilt und vor andern gerichtet worden, man möge nun auch auf das sehen, worin sie sich von ihren Zeitgenossen unterscheiden, und möge nun auch ihre unvergänglichen Verdienste, an denen wir uns noch heute freuen können, erkennen und würdigen.

Das Heidelbachsche Werk bietet zum erstenmal eine zusammenfassende, auf archivalischer Grundlage ruhende und überall zu den Quellen zurückgehende Geschichte der Wilhelmshöhe. Es gibt eine fesselnde, überaus lehrreiche Darstellung der historischen Vorgänge und läßt in seinen schönen Schilderungen die Wilhelmshöhe mit allen ihren natürlichen und künstlerischen Reizen farbenvoll in Wort und Bild vor uns erscheinen. In Hessenland wird es ja wohl als eine willkommne Gabe entgegengenommen werden. Gewiß werden sich seiner aber auch viele freuen, die die Wilhelmshöhe, den bevorzugten Sommeritz unsrer Kaiserfamilie, von fernher aufgesucht und ihre wunderbare Schönheit genossen haben.

W. Speck



Phokylides und die Essener



Die Stadt Milet, im achten Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung die Mutterstadt von achtzig Kolonien, war einst das ionische Athen. Sie war der Mittelpunkt eines lebhaften, reichen Handels vom Schwarzen Meer bis nach Tyrus und Sidon, nach Italien, Nordafrika und den Säulen des Herakles, zugleich aber war sie auch der Sitz der in Jonien im sechsten Jahrhundert erwachenden Wissenschaft. Hier entfaltete die Philosophie ihre Schwingen, und neben der theoretischen Wissenschaft wurde praktisches Wissen gelehrt, das der Schiffahrt unentbehrlich war zur Erforschung der Länder und der Meere, Mathematik, Astronomie usw. Die Stadt Milet war auch der Vorort des Bundes der ionischen Seestädte, den man die älteste Hanse nennen kann. Der Bund, der in dem Panionion bei Priene ein gemeinsames Heiligtum hatte, bestand, so lange er sich auf die Könige von Lydien verlassen konnte, die das Hinterland

beherrschten. Als sich Kroisos dem König Kyros von Persien unterwerfen mußte, verlor der Bund der ionischen Seestädte seinen Halt. Die Bürgerchaft von Milet schloß mit dem mächtigen Perserkönig einen Vertrag, unter ebensovünstigen Bedingungen wie der König von Lydien. Den übrigen Städten soll der weise Thales, ein aus Phönizien in Milet eingewandeter Mathematiker und Philosoph, den Rat gegeben haben, sich zu einem Bunde zu vereinigen. Ein kluger Rat für den Kumpf, von dem das Haupt abgetrennt war.

Unter persischer Herrschaft nahm Milet einen neuen Aufschwung. Die persischen Könige förderten Handel und Verkehr, hoben den Ackerbau, den Weinbau und die Gärtnerei und bewiesen in jeder Beziehung Verständnis für die Eigenart der unterworfenen Völker. Sie wußten die Bedeutung der Philosophenschulen in Milet und Ephesos zu würdigen, die unter Männern wie Anaximander, dem Entdecker des Begriffs der Unendlichkeit, dem Verfasser einer Erdkarte und einer Himmelskugel, und dem Denker Herakleitos, dem Begründer der Lehre von dem allwaltenden Logos, zu hoher Blüte gelangten. Die ionischen Griechen sind die Stifter der Wissenschaft. Der größte unter den geistigen Führern dieser wunderbar neu bewegten Zeit war Pythagoras, dessen Schule später namentlich auf dem Gebiete der Mathematik und in der Theorie der Musik Bedeutendes geleistet hat. Pythagoras selbst war der größte sozialpolitische und religiöse Organisator der Griechen.*) Auf Grund der Satzungen ihres Meisters bildeten die Pythagoreer Gemeinden und Vereine. Der Bund der Pythagoreer dehnte sich aus von der Insel Samos bei Milet, wo Pythagoras fürstliche Ehren genoß, bis nach Griechenland, ja nach Unteritalien und Sizilien. Die Römer wußten von dem König Numa Pompilius besonders zu rühmen, daß er der Schüler des Pythagoras gewesen sei. Die Mitglieder des Bundes der Pythagoreer verpflichteten sich zu gegenseitiger Freundschaft und zu der pythagoreischen Lebensweise, der Reinheit des Lebens. Die Liebesmahle der Pythagoreer, die sogenannten Orgien, sind erst durch die Kirche in Verruf gebracht worden. Eigentümlich war den Pythagoreern der Monotheismus und der ideale Unsterblichkeitsglaube, der sich auch in Palästina, und zwar ausschließlich bei den Essenern, den „Ansiedlern“, findet, die auch sonst den Pythagoreern verwandt zu sein scheinen. In Unteritalien hat man in alten Gräbern Goldtäfelchen gefunden, von denen eines die Aufschrift trägt: „Seliger und Gebenedeiter, du wirst nicht mehr Sterblicher, sondern ein Gott sein.“ Es lohnt sich, den Spuren dieses neuen Geistes in Vorderasien, in Jonien und in Syrien, in Nord- und Südpalästina nachzugehen. Ein pythagoreisches Lehrbuch der Lebensweisheit führte den Titel: „Goldne Worte des Pythagoras“. Außerdem ist noch ein ähnliches Lehrgedicht erhalten unter dem Namen des Phokylides aus Milet, eines Zeitgenossen des Pythagoras.

*) Vgl. Eb. Meyer, Geschichte des Altertums, IV, 214 ff.

Dieses Lehrgedicht, bestehend aus etwa 230 Versen, ist eins der interessantesten Denkmäler der griechischen Literatur und hat die merkwürdigsten Schicksale gehabt. Es ist geschrieben in dem Versmaß und der Sprache der homerischen Gedichte, in seltsam altertümlichem Stile. Das Eingangswort, das in den Handschriften verschoben ist, lautet: „Ehre Gott vor allem, und nächst ihm ehre die Eltern!“ Diesem Doppelgebote schließt sich an das Verbot des Ehebruchs, des Mordes, des unrechten Erwerbs, der Lüge, der Ungerechtigkeit. Zu dem Gebote, jedem sein Recht werden zu lassen, fügt der weise Lehrer die Mahnung: „Richtest du schlecht, so wird Gott dich dereinst richten.“ Wie fernes Hochgebirge aus dem Meere, so erhebt sich aus dem griechischen Elemente des miletischen Weisheitslehrers dieses Gebot der Ehrfurcht vor dem höchsten göttlichen Richter, von dem das Lehrgedicht sagt: „Rühme der Weisheit dich nicht, der Stärke nicht, noch auch des Reichthums: nur der einige Gott ist weise und mächtig und selig.“ Phokylides verneint die Gottheit des Eros, der in Hesiods Theogonie als der erstgewordne des neuen Göttergeschlechts erscheint. Eros, sagt er, ist kein Gott, er ist ein allverderbendes Übel. Ebenso bestimmt wie der Monotheismus tritt bei Phokylides der pythagoreisch-orphische Unsterblichkeitsglaube auf. Wir begegnen hier der Ansicht, daß bald aus der Erde ans Licht kommen werde, was bleibe von den Geschiednen, daß sie später Götter werden, daß die Seelen unverfehrt bleiben von den Schicksalsgöttinnen. „Denn der Geist ist ein Darlehen Gottes an die Menschen und sein Ebenbild.“ Beides, Monotheismus und Unsterblichkeitsglaube, zeugt von einem neuen Geiste, der damals über das Volk der ionischen Griechen kam. Als der erste in Griechenland, der die Unsterblichkeit der Seele gelehrt habe, galt Pherekydes von Syros, der Lehrer des Pythagoras. Aus der pythagoreischen Schule sind Äußerungen über die Einheit und Geistigkeit Gottes überliefert, die in Griechenland, unter Anhängern einer polytheistischen Religion, in Erstaunen setzen. Pythagoreisch ist bei Phokylides die Vorstellung von der Eintracht der Himmlischen, von der Harmonie der Sphären, ohne die der Pol nicht feststünde. Daraus ist abgeleitet das Verbot des Neides und das Gebot der Freundschaft und Bundes-treue „in Liebe und heiligem Gemeisinn“. Das ist griechische Ethik.

Neben den religiös-sittlichen Geboten enthält das phokylideische Lehrgedicht auch ein Freizügigkeitsgesetz, daß der Zugezogene dieselben Ehrenrechte genießen soll wie der Eingeseffene, mit der Begründung: „denn wir alle erfahren die unstete Armut, kein Land gewährt den Menschen eine bleibende Statt“, ferner ein Vogelschutzgesetz, daß man ein Vogelnest nicht ganz, nicht die Alte mit den Jungen zugleich ausnehmen soll, ein Verbot des Diebstahls von Sämereien — mit Androhung der Todesstrafe —, des Betretens fremder Feldgrundstücke, des Strandraubes. Dazu kommt das Verbot jeder heimlichen Sünde, ein Gebot, den Blinden zu geleiten, dem Armen schnell zu helfen und guten Rat von einem treuen Sklaven anzunehmen. Der Ackerbau wird

als Quelle des Reichtums ebenso empfohlen wie die Schifffahrt. Mit warmen Worten preist der Dichter den Segen der Arbeit, an dem Vorbilde der Ameisen und der Bienen, und das Glück der Ehe. Er warnt vor dem Umgang mit losen Leuten und mahnt zur Ehrfurcht vor einem grauen Haupte. Es geht ein großer Zug durch dieses Buch der Lebensweisheit für jedermann, für Menschen jedes Standes und Berufes, für Männer und Frauen, für hoch und niedrig, reich und arm, jung und alt. Güte, Wahrheit, Gerechtigkeit, Sittenreinheit im Gefühle der Verantwortung vor dem einen, höchsten Richter, das sind die idealen Forderungen eines neuen Gesetzes, das die Schranken der einzelnen Länder und Städte aufhob und auch in dem Sklaven den Menschen zu achten gebot.

Wie Phokylides, so ermahnt auch Pindar, vor allem den Kroniden Zeus zu ehren, der dem Blitz und Donner gebietet, und diese Ehre auch den Eltern, solange ihnen das Leben beschieden ist, zuteil werden zu lassen. Auch Euripides und Aristophanes zeigen sich mit Sprüchen des phokylideischen Lehrgebichts vertraut. Übereinstimmend mit Phokylides nennt Plato die menschliche Seele dem Göttlichen nächst verwandt, selbst ein Göttliches, ein Helioid. In Platons letztem großen Werke, dem Timaios, verbindet sich die Kosmosidee und der Monotheismus des Pythagoras und des Phokylides mit der platonischen Ideenlehre zu einem idealen System der Kosmologie und Anthropologie. In der Abschiedsrede des sterbenden Königs Kyros an seine Söhne am Schlusse von Xenophons Kyropädie kommt derselbe Unsterblichkeitsglaube zum Ausdruck wie bei Phokylides. Was überhaupt in das große Kapitel der Lebensweisheit gehörte, schrieb man dem Phokylides zu, mit dem Zusatz: auch das ist ein Wort des Phokylides. Und so sagt denn Sokrates, ein Schüler des Sokrates und Meister der schönen Rede in Athen, in einer seiner pädagogischen Schriften: man rede zwar von der Poesie des Hesiod, Theognis und Phokylides, daß sie die besten Ratgeber seien für das Leben der Menschen, aber wenn die Leute auch so redeten, wollten sie es doch lieber mit ihren eignen Torheiten untereinander halten, statt mit den Ratschlägen jener Männer.

Ein so beliebtes und, so weit die griechische Sprache reichte, verbreitetes Schulbuch konnte sich auch in der christlichen Zeit noch erhalten, um so leichter, weil es ausgesprochen monotheistisch war. So taucht denn ein großes Stück des Lehrgebichts in den Sibyllinischen Orakeln auf, einem halb jüdischen, halb christlichen Sammelwerke, in dem die Sibylla, jene Priesterin an dem altitalischen Heiligtume bei Cumä, die einst dem Aeneas geweissagt hatte, als die Weltmutter erscheint, als die Schwiegertochter Noahs, die mit ihm in der Arche war. Es sind etwa siebenzig Verse, die der Sibyllist seinem in schlechten griechischen Hexametern geschriebenen Werke einverleibt hat, und in dem griechischen Gelehrtenlexikon des Suidas wurde dann lech behauptet, das phokylideische Gedicht sei aus den Sibyllinischen Orakeln gestohlen. Der

Verfasser dieses Sammelwerkes hat aus mancherlei Quellen geschöpft und unter andern auch eine altchristliche Schrift benutzt, das Kernigma des Petrus. In den neuen Christenschulen erhielt die alte griechische Weisheitslehre einige christliche Zusätze, so ein Verbot des Genusses von Blutwurst und von Gözenopferfleisch und ein Lob des Gotteswortes der Offenbarungsweisheit.

Die Übereinstimmung mit dem Alten und dem Neuen Testamente konnte der wissenschaftlichen Forschung nicht lange entgehn. Zuerst entdeckte ein deutscher Humanist, Friedrich Sylburg, in dem griechischen Lehrgedichte Spuren jüdischer und christlicher Lehre, die er als Zusätze zu dem echten Werke des Phokylides betrachtete, zum Zwecke des Gebrauchs in christlichen Schulen. Dann wollte Jos. Scaliger, Angehöriger eines berühmten französischen Hugenottengeschlechts, das Ganze einem Juden oder lieber einem Christen zuschreiben, der nur die Maske des griechischen Gnomendichters angenommen habe. Im neunzehnten Jahrhundert stellte der orthodox-jüdische Gelehrte Jakob Bernays zuerst eine eingehende Vergleichung des phokylideischen Lehrgedichts mit dem Alten Testament an. Das Ergebnis lautete, der Verfasser sei ein alexandrinischer, von dem Glauben seiner Väter abgefallner Jude gewesen, der den Sabbat unerwähnt lasse, der allem Nationaljüdischen aus dem Wege gehe, und der nicht den Mut gehabt habe zu einem offenen Angriffe auf das Heidentum. Bernays sah in dem biblisch-unbiblischen Lehrgedichte nichts weiter als eine „moralische Anthologie“ und schob das angeblich kraft- und farblose Nachwerk eines Reformjuden mit Verachtung beiseite. Seitdem ist nur von dem alexandrinischen Pseudophokylides die Rede.

Unbefangne Untersuchung auf Grund erweiterter Altertumsforschung hat nun aber in der neuesten Zeit zu der Entdeckung jener eigentümlichen Unsterblichkeitsauffassung geführt, die in Zusammenhang steht mit den altgriechischen pythagoreisch-orphischen Mysterien. Andererseits besteht aber auch ein innerer Zusammenhang zwischen der Sittenlehre und dem Unsterblichkeitsglauben des Phokylides und der Lehre von den beiden Wegen des Lebens und des Todes und dem Unsterblichkeitsglauben in der altchristlichen Apostel lehre, der kürzlich wiederentdeckten Didache, der ursprünglichen christlichen Kirchengemeindeordnung. Das Verhältnis der Weisheitslehre des Phokylides zur Didache bedarf noch einer gründlichen Untersuchung. Die Vermutung ist nicht abzuweisen, daß wenigstens der Kern der uns vorliegenden griechischen Gnomensammlung in ionischer Sprache von Phokylides selbst herrührt,*) daß also dieses alte Lehrgedicht auch Einfluß geübt hat auf die jüdische und die älteste christliche Literatur, auf ihre Sittenlehre**) und vor allem auf ihren Unsterblichkeitsglauben. Es ist die Frage, ob das Lehrgedicht des Phokylides

*) Vgl. Dieterich, Nekyia, Beiträge zur Erklärung der neuentdeckten Petrusapokalypse (Leipzig, Teubner).

**) Vgl. P. Drews bei Henneke, Neutestamentliche Apokryphen, Handb., S. 260. 263. 268.

oder auch nur dessen Teil, der in die Sibyllinischen Bücher aufgenommen worden ist, aus den „fadesten Gewässern der Predigermoral“ eines Reformjuden stammt, wie Bernays sagt, oder aus den „lebendigsten Strömungen der individuellsten Völkergeschichte und Poesie“.

Die wichtigste Frage ist die nach dem Verhältnis des phokylideischen Gedichts zu den alttestamentlichen Schriften, die die jüdischen Gesetze und die jüdischen Weisheitslehren enthalten. Hier sind der Übereinstimmungen, wie Bernays gezeigt hat, so viele, daß einem so bibelgläubigen Juden, wie er, allerdings viel daran gelegen war, die Abhängigkeit des Phokylides vom Alten Testament schlagend zu beweisen. Betrachten wir zunächst eins der ältesten jüdischen Gesetzbücher, das sogenannte Heiligkeitsgesetz im Buche Leviticus (3. Mos. 19). Zu Anfang steht das Doppelgebot der Heiligung Jahwehs und der Furcht vor Mutter und Vater. Darauf folgt das Gebot der Heiligung des Sabbats, dann Gebote der Mildtätigkeit und der Enthaltung von fremdem Gut, Verbot des Meineids, des unrechten Erwerbs, des ungerechten Gerichts, der Verleumdung, der Irreführung des Blinden, Gebot der Liebe zum Nächsten, dem Volksgenossen, der Ehrfurcht vor einem grauen Haupte, der Gleichberechtigung der Zugezogenen und der Einheimischen, endlich ein Hinweis auf rechtes Maß und Gewicht — alles im Einklang mit Phokylides. Das Heiligkeitsgesetz macht einen altertümlichen Eindruck wegen seiner Vorschriften über den Genuß des Tempelopferfleisches, das nach arabischer Sitte frisch verzehrt werden mußte, wenn es noch zuckte, über die Blutrache — „du sollst nicht stillstehn bei deines Nächsten Blut“ — und über die Tracht der Peijes, der Schläfenlocken. In einem Zusatz zum Heiligkeitsgesetze wird die Verehrung der Seirim, gefürchteter Wüstendämonen in Bocksgestalt, verboten. Das levitische Gesetz verbietet ferner, sich bei einem Trauerfalle blutig zu rigen — eine Sitte, die daraus zu erklären ist, daß man durch das Blut eine Verbindung mit dem Toten herzustellen glaubte — und sich zu tätowieren. Auf Stirn und Hände pflegte man Zeichen einzurigen. Dazu kommt ein strenges Mischeheverbot. Das Heiligkeitsgesetz spiegelt den individuellen Charakter der Bevölkerung von Südpalästina im fünften oder sechsten Jahrhundert v. Chr.

Das Heiligkeitsgesetz beginnt mit dem Doppelgebot der Ehrung Gottes und der Eltern. Nach dem Gebote der Furcht vor Mutter und Vater kommt das Sabbatgesetz, dann die Bestimmungen über den Genuß des Tempelopferfleisches, und darauf folgen die Vorschriften, die das Verhältnis zu dem Bruder oder Volksgenossen und zu dem Fremden betreffen, Gebot der Mildtätigkeit, Verbot des Diebstahls, der Lüge, des Meineids, des Mordes u. a. Im Dekalog ist die Reihenfolge eine andre. Da sind die Gebote der pietas und der probitas unterschieden. Voran steht das Gebot der Heiligung Gottes und des Sabbats, dann folgt die Ehrung der Eltern und im Anschluß daran das Verbot des Mordes, des Ehebruchs, des Diebstahls usw., zum Schutze des Lebens, der Sitte, des Eigentums, überhaupt des Rechts jedes Einzelnen.

Der Inhalt des Dekalogs war also im Heiligkeitsgesetze gegeben, aber die Form der kurzen Zusammenfassung und übersichtlichen Anordnung, mit Weglassung alles Nationaljüdischen, mußte noch gefunden werden. Das erste Gesetz in Form von zwölf kurzen Hauptgeboten ist das dem Bundesbuche (2. Mos. 21 bis 23) nahestehende Tempelkultusgesetz (2. Mos. 34, 10 bis 26). Es ist das jüdische Zwölf Tafelgesetz, das allgemeine Landesgesetz des Priesterstaates. Die Fluchttafel im Deuteronomium, eine Liste der schwersten heimlichen Verbrechen, angeblich von Mose selbst bestimmt zur Verkündigung auf dem Ebal und Garizim, den heiligen Höhen der Samariter, hat ebenfalls die Form des Zwölf Tafelgesetzes (5. Mos. 27, 14 bis 26). Das gesamte Sinaigesetz, das Mose auf Befehl Jahwehs niederschreibt, umfaßt das bürgerliche und das Strafrecht und das Priesterrecht der Leviten (2. Mos. 21 bis 40). Dazu kommt im vierten Buche Mose das Staatsrecht und im fünften das Familien- und Erbrecht. Allmählich kam daneben auch ein allgemein gehaltenes religiös-sittliches Gesetz zustande — der Dekalog.

Die Zehngebote sind aus dem Heiligkeitsgesetze allmählich herausgeschält worden, als ein Zweitafelgesetz der pietas und der probitas. Das zehnte Gebot war ursprünglich ein Verbot des Wuchers. Das Sabbatgebot erinnert noch mit einem Worte (zakar „heiligen“) an das Zwölf Tafelgesetz der Hierarchie in Jerusalem. Sonst aber ist im Dekalog alles Jüdische abgestreift, und nun konnte das mosaische Gesetz endlich Anspruch auf allgemeine Gültigkeit als universalreligiöses Sittengesetz erheben. Von den Zehngeboten in dieser Form hat der Verfasser des Heiligkeitsgesetzes noch nichts gewußt, sonst stünde auch bei ihm das Gebot der Furcht vor Mutter und Vater nicht zwischen den Geboten der Heiligung Jahwehs und des Sabbats. Der Dekalog, das erste Gesetz, das Mose auf dem heiligen Berge aus der Hand Gottes empfing (2. Mos. 20), ist das jüngste, nicht das älteste Stück der sogenannten mosaischen Gesetzgebung. Er ist ebenso jung wie das vorausgehende Gerichtsverfassungsgesetz, das Mose, auf den Rat seines Schwiegervaters Setro, in der Wüste gegeben haben soll, indem er Unter- und Oberrichter über zehn, über fünfzig, über hundert und über tausend einsetzte, und sich selbst in der höchsten Instanz die Entscheidung der schwierigsten Rechtsfragen vorbehielt, für die das levitische Gerichtsurakel der Elohim, der Urim und Tummim, ausschlaggebend war (2. Mos. 18).

Zur Zeit Alexanders des Großen schrieb Hekataios von Abdera ein Buch über die Juden, worin die Geschichte und die Gesetzgebung des jüdischen Volkes behandelt war. Ein Zufall hat es gefügt, daß aus diesem Werke noch einige Zeilen gerettet sind, ein allgemeines Urteil, dahin lautend, daß unter der Herrschaft der Perser und der Makedoner vieles anders geworden sei an den alten Gebräuchen der Juden. Das Urteil des griechischen gelehrten Beobachters erinnert lebhaft an die Art des Genusses des Tempelopferfleisches, an das Bluttrinken und Tätowieren, an die Blutrache, die im

ältern Wortlaute der Septuaginta geboten wird, anstatt des Verbotes, dem Nächsten nach dem Leben zu trachten. Es kam eine Zeit, wo sich die wilden Stämme in Südpalästina ebenso wie die verweichlichten ionischen Griechen der Staatsordnung eines fremden Kulturvolkes fügen mußten. So schwer es der jüdischen Landesgesetzgebung auch werden mochte, die Leviten mußten das allgemeine Reichsgesetz anerkennen und einem Zugezogenen dieselben Rechte einräumen wie einem Eingeseffenen. Von selbst sind Juden und Griechen schwerlich dazu gekommen, ein solches Gesetz zu erlassen. Die Perser waren es, die beide Völker dazu zwangen. Welchen Eindruck die persische Reichsregierung auf die Bewohner von Südpalästina gemacht hat, beweist das von Samaria aus in die hebräische Sprache aufgenommene persische Wort *Dat*, die Bezeichnung für königliches Edikt. Auch *Sagaris*, das Kriegsbeil, das in den Psalmen einmal genannt wird, ist ein persisches Wort. Von den Persern haben die Griechen den Ausdruck „Milch und Honig“ übernommen zur Bezeichnung der Götterpeise, der ersten Nahrung des Zeusknäbleins, des Dionysos und des Achilleus. Im Alten Testament, im Heiligkeitsgesetz und später an vielen andern Stellen, wird *Kanaan*, der fruchtbare Landstrich von Syrophönizien bis zur Nase Jericho, als ein Land gerühmt, das von Milch und Honig überfloß. Der Vergleich findet sich ebenso bei Phokylides, der den fruchtbaren Acker das Horn der *Amaltheia* nennt, der märchenhaften Ziege, aus deren Hörnern Milch und Honig floß (Phok. Fragm. 7). Die Herabkunft Moses von dem heiligen Berge wird nach dem Vorbilde der persischen Sage von dem Wiedererscheinen des Religionsstifters *Zarathushtra* geschildert (2. Mos. 34, 27 bis 35).

Die Perser erzählten von *Zarathushtra*, er habe, in begeistertem Verlangen nach Weisheit und Gerechtigkeit, allein auf einer Bergeshöhe geweilt. Plötzlich habe der Berg in Flammen gestanden, und als der König und die Vornehmsten der Perser hinzukamen, um zu Gott zu beten, sei der Mann aus dem Feuer heraus auf sie zugekommen, unverfehrt, und habe sie mit heiterer Miene beruhigt, in der Überzeugung, die Stätte Gottes gefunden zu haben. Danach habe er wieder verkehrt mit andern, die Sinn für Wahrheit und Gotteserkenntnis hatten. Die Juden erzählen von Mose, er sei von dem heiligen Berge herabgestiegen, ohne zu wissen, daß die Haut seines Gesichtes glänzend geworden war, nicht „gehört“, wie es in der lateinischen Übersetzung heißt, der Michelangelo folgte. Und jedesmal, wenn Mose mit dem Herrn geredet hatte und aus dem Offenbarungszelte heraustrat zu den Ältesten und zu dem Volke, glänzte sein Antlitz wieder. Das Wunder, das sich an dem persischen Religionsstifter einmal kundgab, wiederholte sich bei dem jüdischen Gesetzgeber unzähligemal. Offenbar soll Mose dadurch um so viel heiliger erscheinen als *Zarathushtra*. Daß die Wiederholung den Eindruck des wunderbaren Vorganges nur abschwächen kann, hat der biblische Erzähler nicht gefühlt, dem es nur darauf ankam, Mose hinter *Zarathushtra* nicht

zurückstehn zu lassen. Auch an dieser Nachahmung erkennt man den literarischen Synkretismus, jene Eigentümlichkeit der jüdischen Schriften, die neuerdings scharfer beobachtet worden ist, fremde Ideen und Bilder bei der Darstellung der Geschichte des eignen Volkes zu verwenden. *)

Bei Phokylides finden sich deutliche Spuren eines allgemeinen, über Hammurabis Gesetzbuch weit hinausführenden persischen Reichsgesetzes. Der allein weise, mächtige und reiche Gott des Phokylides ist kein anderer als Ahura masda, der sehr weise Herr. Das Doppelgebot der Ehrung Gottes und der Eltern ist ein uraltes arisches Gebot bei Indern und Persern, von denen es Griechen und Juden übernahmen. Es ist der Geist des Zarathushtra und des Pythagoras, der, zur Zeit der Vorherrschaft des Parsismus in ganz Vorderasien, aus dem Lehrgebichte des Milesiers Phokylides zu uns spricht. Es war ein neuer, religiös-sittlicher Geist, der die besten der kleinasiatischen Griechen ergriff, als diesem hochbegabten Volke von der Verfeinerung der Kultur und dem zunehmenden Reichtum und Wohlleben Gefahr drohte. Die Geschichtschreibung beginnt jetzt die sittlichen Kräfte, die in dem persischen Volke lagen, die geistigen Wirkungen, die von dem Perserreiche unmittelbar ausgingen, neben den politischen Erfolgen und den wirtschaftlichen Bestrebungen der großen persischen Könige näher in Betracht zu ziehen. Es besteht ein tiefer innerer Zusammenhang zwischen der christlichen und der persischen, der ersten Weltreligion. Der Vermittler zwischen Persien und Griechenland war Pythagoras. Damit ist zugleich die Bedeutung des Phokylides erkannt. Sind die zehn Gebote, die Mose am Sinai verkündet haben soll, ein Auszug aus dem Heiligkeitsgesetze, und ist das Heiligkeitsgesetz, wie es scheint, abgesehen etwa von dem sogenannten Bundesbuche, das älteste jüdische Landesgesetz mit religiös-sittlichen Geboten im Anschluß an Phokylides, dann gebührt dem Lehrgebichte des milesischen Pythagoreers ein Ehrenplatz in der allgemeinen Religions- und Kulturgeschichte, besonders in der Geschichte des Christentums.

Auf die Spuren eines eigenartigen nordpalästinischen Volkstums führt die Schilderung der Essener. Der Name bedeutet eigentlich Ansiedler. Die Essener trieben Ackerbau und Gewerbe. Sie wohnten in Dörfern, zum Teil auch in Städten. Mit den Judäern hatten sie keine Gemeinschaft. Sie verwarfen die Tieropfer, die Schlacht- und Brandopfer, wie es schon Hosea und Jeremia, die Propheten aus Ephraim und Benjamin, getan hatten. Sie hielten ihre Gottesdienste für sich, hatten auch ihre eignen Satzungen und wählten ihre

*) Zu der vergleichenden Übersicht phokylidisch-mosaischer Aussprüche und Gebote in meiner Schrift: Samaria und seine Propheten (Tübingen, 1903), Seite 66 bis 73, Seite 89 und Seite 91, ist nachzutragen: „Gott wird dich einst richten“ Pred. Sal. 11, 9 = Phok. 11 und: „Sprich nicht zu dem Bedürftigen: Morgen wiederkommen“ Spr. Sal. 3, 28 = Phok. 22. Vgl. D. E. Sellin, Die Spuren griechischer Philosophie im Alten Testament, Seite 30, wo der Einfluß der ionischen Philosophen und des Phokylides offen anerkannt wird, besonders auch in bezug auf den Unsterblichkeitsglauben.

Priester selbst. Sie schickten Weihgeschenke nach Jerusalem, brachten aber keine Abgaben zum Tempel, wie das jüdische Gesetz vorschrieb. Deshalb waren sie auch von dem allgemeinen Tempelbezirke, das heißt von dem jüdischen Tempelkultus ausgeschlossen, wurden aber nichtsdestoweniger zu Abgaben, wenigstens in Form von Geschenken, angehalten. Die Essener hatten bestimmte Sitten und Gebräuche, die ihnen eigentümlich waren, ein Morgengebet, das sie zur Sonne, nicht zum Tempel gewandt sprachen, Waschungen des Mittags und des Abends, weiße Kleidung, wie sie die Magier trugen. Die Verehrung der Sonne wie überhaupt die Scheu vor jeder Verunreinigung im Angesicht des Himmelslichtes, die Verwerfung der eigentlichen Opfer von Tieren, das heißt die Darbietung des Fleisches an die Gottheit, und der Unsterblichkeitsglaube sind deutliche Anzeichen des Parsismus. Die Sorge für Reinheit des Leibes und der Seele ist pythagoreisches Gebot. Es gab unter den Essenern auch Gelehrte, und ehrwürdig waren ihnen die „Schriften der Alten“. An den Essenismus und den Parsismus gemahnt das Wort bei Hosea von dem Wiederaufleben nach drei Tagen (Hos. 6, 2). Was sonst noch über die Essener berichtet wird, ist mit Vorsicht aufzunehmen. Denn Philo, der alexandrinische Jude, und Josephus, der jüdische Geschichtschreiber in Rom, sind beide Apologeten des Judentums, eifrig darauf bedacht, aktenmäßig zu beweisen, daß im jüdischen Volke von jeher in vollkommenster Weise alles vertreten sei, was sich von Zarathushtra und den persischen Magiern oder von Pythagoras und den Pythagoreern oder von mönchischen Buddhisten nur irgend gutes sagen ließ. So ist es auch wohl zu erklären, wenn Josephus die Essener als dritte philosophische Sekte anführt neben den Pharisäern und Sadduzäern. Übertrieben oder schief und irreführend sind jedenfalls gewisse Angaben über Gütergemeinschaft der Essener — die Essener waren gastfrei; kein Essener hatte ein Haus, das nicht auch seinem Gaste gehörte — und über Ehelosigkeit. Als Vorzüge der Essener werden auch hervorgehoben: Sabbatheiligung, Reinheitsstreben, Absonderung von den Unreinen und peinliche Gesetzesstrenge. So kommen die jüdischen Apologeten dazu, die Essener als „die Pharisäer im Superlativ“ zu schildern. Philo nennt sie deshalb auch Essäer oder Hofier, das heißt Heilige — eine Etymologie, die auf griechisch gebildete Leser berechnet war. Die Essener, die keine Gemeinschaft mit den Judäern hatten, aber trotzdem ihrer vortrefflichen Eigenschaften wegen im Ansehen standen, erinnern an die Rechabiten, die Söhne Sonadabs in Samarien, die auch von jeher ihre eignen Satzungen hatten und ihren Hohenpriester selbst wählten. Man hat die Essener wohl verglichen mit den Zisterziensermönchen. Näher läge der Vergleich mit den Herrnhutern. Ein so unjüdisches Gebilde, wie es ein Mönchsorden der Essener gewesen sein müßte, kann man sich innerhalb des Judentums überhaupt schwer vorstellen. Zu bemerken ist noch, daß Josephus die Essener erst in der Makkabäerzeit, zugleich mit den Pharisäern erwähnt. Die Essener sind aber, wie aus der Geschichte der Landeskultur und andern Anzeichen zu schließen ist, wohl schon seit längerer Zeit, mindestens seit Rechab

und Sonadab in Nordpalästina angesiedelt gewesen. Die Essener waren, wie es scheint, ursprünglich nordpalästinische Ansiedler, ein selbständiges, arbeitssames, begabtes und frommes Bauernvolk. Daß die Bewohner Samariens, die Rezer, zu denen die Essener gehörten, zum Teil selbst medischer und persischer Abkunft waren, darf man als sicher annehmen nach Josephus (Ant. 12, 5, 5).

Ein sprechendes Zeugnis der trefflichen Gesinnung, die die Essener betätigten, ist der Schwur der Essener. Der Essener, sagt Josephus (B. J. II, 8, 7), schwört: 1. Gott zu ehren und die Gerechtigkeit gegen die Menschen zu beobachten, 2. die Wahrheit stets zu lieben, 3. weder aus eigenem Antriebe noch auf Veranlassung anderer jemand Schaden zuzufügen, 4. die Ungerechten stets zu hassen, mitzukämpfen für die Gerechten, bereit zu sein, die Lügner zu überführen, 5. die Treue stets zu wahren (gegen jedermann), 6. die Hände von Diebstahl und das Gewissen von unlauterem Gewinn rein zu halten, 7. falls er selbst einmal herrschen würde (das heißt uneigennützig zu regieren). Der Schwur enthält nichts vom jüdischen Gesetz und hat gar nichts von einer Ordensregel an sich. Als solche hat ihn erst der Verfasser des fünfzehnten Psalms nicht aufgefaßt, der ihn judaistisch umgeändert hat. Es ist der Bürgereid essenischer Brüdergemeinden, eine Verpflichtung zu brüderlicher Eintracht, zu einem Leben in Liebe und heiligem Gemeisinn, wie die Pythagoreer sagten. Auf diesem essenischen Ephebeneide beruht die Angabe bei Philo über die Erziehung der essenischen Jugend zu der Liebe zu Gott, zur Tugend und zu den Menschen.

Der jüdische Geschichtschreiber Josephus hätte in seiner Schilderung des jüdischen Krieges gar nichts besseres anführen können zugunsten des Judentums als die friedliche Lebensgemeinschaft der Essener (Jof. B. J. 2, 8, 5). Nur, daß die essenischen Ansiedler, die Bürger und Bauern in Nordpalästina, keine Judäer waren.*) Sonst würden Philo und Josephus nicht unterlassen haben, den Unsterblichkeitsglauben der wackern Männer in den Kämpfen der Makkabäer gegen die Syrer gebührend hervorzuheben. Dieser Unsterblichkeitsglaube beweist die Verwandtschaft des Essenismus mit dem Pythagoreismus, dessen Prophet in Vorderasien der Milesier Phoeklydes war. Karl Lincke

*) Die nähere Kenntnis des Wesens der Essener ist besonders den Untersuchungen von Hilgenfeld und Zeller zu verdanken. Die beste Übersicht über den Stand der Forschung gibt Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi II³, 557 ff., nur mit etwas zu starker Betonung der Ordensbruderschaft der Essener und ihrer nahen Verwandtschaft mit dem Judentum und dem Pharisäismus.

